

Zeitschrift:	Schweizer Hotel-Revue = Revue suisse des hotels
Herausgeber:	Schweizer Hotelier-Verein
Band:	6 (1897)
Heft:	26
Artikel:	Das Gasthof- u. Wirtshauswesen der Schweiz in älterer Zeit [Fortsetzung]
Autor:	Liebenau, Theodor von
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-521993

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Basel, den 26. Juni 1897.

Bâle, le 26 Juin 1897.

Abonnement:

Für die Schweiz:

12 Monate Fr. 5.—

6 Monate " 3.—

3 Monate " 2.—

Für das Ausland:

12 Monate Fr. 7.50

6 Monate " 4.50

3 Monate " 3.—

Vereinsmitglieder erhalten das Blatt gratis.

Vereinsmitglieder erhalten das Blatt gratis.

Inserate:

20 Cts. per 1 spaltige Petzelle od.

deren Raum. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt.

Vereinsmitglieder bezahlen die Hälfte.

Organ und Eigentum des
Schweizer Hotelier-Vereins6. Jahrgang | 6^e AnnéeOrgane et Propriété de la
Société Suisse des Hôteliers

Redaktion und Expedition: Sternengasse No. 21, Basel. * TÉLÉPHONE 2406. * Rédaction et Administration: Rue des Etoiles No 21, Bâle.

Avis an die Mitglieder.

Im Laufe der nächsten Woche werden wir die Mandate für die Nachnahmen der Jahresbeiträge pro 1896/97 der Post übergeben und bitten wir um gefl. Honorierung derselben.

Ouchy-Lausanne, 25. Juni 1897.

Schweizer Hotelier-Verein

Der Kassier:

John Müller.

Avis aux Sociétaires.

Dans le courant de la semaine prochaine nous encaisserons par mandat de poste les cotisations pour l'année 1896/97 en vous priant de bien vouloir les acquitter aussi promptement que possible.

Ouchy-Lausanne, 25 Juin 1897.

Société suisse des Hôteliers

Le caissier:

John Müller.

Das Gasthof- u. Wirtshauswesen der Schweiz in älterer Zeit.*)

(Fortsetzung.)

Weniger plastisch, aber weit instruktiver ist das Bild, das uns ein weitgereiste Franzose von dem Gasthofwesen der Schweiz entwirft. Der Franzose Michael von Montaigne, der mit einer Reisegesellschaft von 170 Personen im Jahre 1580 durch die Schweiz und Deutschland nach Italien reiste, schreibt:

„Als ich in Basel ankam, ließ die Republik mich und Hrn. d'Estissac durch einen ihrer Offizienten willkommen. Er brachte Wein, und hielt, da wir am Tische sassen, eine lange Rede, die ich in Gegenwart vieler Deutschen und Franzosen, mit entblößtem Hause, gleichfalls weitläufig beantwortete. Der Wirt war beiderseitiger Dolmetscher. Der Wein war sehr gut. Die Häuser in Basel sind mit Gallerien versehen und mit Glastenstönen, die auf die Strasse und in den Hof gehen. Die Häuser sind reich an schöner Eisenarbeit. In den Ziegelarbeiten haben es die Schweizer ungemein weit gebracht; die Dächer und Fussböden ihrer Zimmer sind mit Ziegeln bedeckt. Ihre Zimmer sind mit allerlei irdenen Gefäßen ausgezirpt. Auch in der Zimmerarbeit haben sie sehr geschickte Leute. Die Fichten sind das gewöhnliche Holz, was man hier verbraut. Die Gefäße, die sie verfertigen, sind grösstenteils lackiert und gemalt, und überhaupt sehr künstlich ausgearbeitet. In ihren Zimmern, ich meine ihre Essäile, ist Pracht und Geschmack bewundernswert. In einem jeden dieser sehr wohl ausgeschmückten Säile sind fünf bis sechs mit Bänken besetzte Tische, an welchen sich die Gäste herum setzen. Das kleinste Haus hat drei bis vier solche wohl eingerichtete Essäile. Sie haben durchgehend vortreffliche Fenster, obwohl es das Ansehen hat, dass sie mehr für das Mittagsbrot, als ihre Wohnung sorgen, denn ihre Schlafzimmern sind sehr armstlich beschaffen. Vier Betten stehen hintereinander in einer Kammer. Bettgardinen haben sie nicht. Kamine sind bei ihnen nicht Mode; heizen sie ein, so heizen

* Wir entnehmen diesem hochinteressanten, von Herrn Dr. Th. von Liebenau, Staatsarchivar in Luzern, verfassten, auf kultur-historischen Studien aufgebauten Werke einige Abschnitte und Auszüge. Das Buch selbst aber, welches ebenso unterhaltsam als lehrreich geschrieben, mit Illustrationen versehen und elegant gebunden ist, empfehlen wir unseren Lesern aufs Angelegenste. Verlag von J.-A. Preuss in Zürich.

sie viele Zimmer mit einem Male. An die Wärme ihrer Stuben gewöhnt man sich gar bald. Ein wenig Rauch, den die Ofen verbreiten, und einige anfänglich riechende Ausdünstungen derselben ausgenommen, ist die Wärme ziemlich gleich und erträglich. Während wir Franzosen, führt Montaigne fort, uns warm anziehen, wenn wir in unsere Wohnstuben gehen, und unsere wohl erwärmeden und mit Pelz gefütterten Schlafröcke umhängen, spazieren die Schweizer im blossen Wams, mit entblößtem Haupt in ihren Zimmern herum, ziehen sich aber warm an, wenn sie an die Luft gehen. Auf ihrem Herde findet man wenig Feuer, daher sie es auch nicht gern sehen, wenn die Gäste in ihre Küchen gehen.

Ihre Fremden bedienen sie schlecht. Ihre Betten sind so sonderlich reizend eben nicht. Betttücher und Kopfkissenüberzüge sind, wenn nicht unbekannt, doch selten in diesem Lande. Man that Jemanden schon eine grosse Ehre an, wenn man einem Fremden ein weisses Leintuch und ein Kissen ohne Überzug gibt. Ein schmutziges Federbett vertritt die Stelle einer Matratze.

Gegen Wind und Wetter haben sie keine Verteidigung, als das Fenster. Sie lassen ihre Fenster Tag und Nacht, sogar in ihrer Schlafkammer, offen.

Ihre Bedienten essen mit ihnen an einem Tisch oder an einem benachbarten. Einer ist zu ihrem Dienste genug. Dieserfüllt ihnen ihren Becher oder silbernen Pokal, und setzt ihn gerade vor seine Stelle hin. Wenn der Becher leer ist, so füllt er ihn wieder aus einem grossen Becken.

Jeder Gast erhält eine kleine, eignes zusammengelegte Serviette. Ein jeder Schweizer hat sein Messer bei sich, womit er alles anfasst, ohne mit den Händen in die Schüssel zu greifen.

Ihre Gerichte tragen sie auf ein Mal auf und bedienen sich dazu eines gewissen Gerüstes, auf dem sie eines auf das andere setzen. Ihre Tafeln sind sehr gross und vier-eckig, so dass es schwer hält, die Schüsseln in die Mitte hinzusetzen. Der Bediente nimmt sodann diese Schüssel auf einmal ab und trägt zwei-andere auf. Diese Veränderung wird oft sechs bis siebenmal vorgenommen. Denn man fängt nicht eher bei den neuen Schüsseln an, bis die vorige heraus ist, dann geht es auf das Obst los. Ein Jeder wirft sodann, einer nach dem andern, seine Asiette in einen dazu auf den Tisch gesetzten geflochtenen Korb, sobald wie man mit dem Fleischessen fertig geworden. Und hierin beobachten sie genau die Rangordnung. Wenn der Bediente damit fort ist, so bringt er zwei Schüsseln verschiedener Früchte, die durchcheinander vermisch sind, auf den Tisch, die sie zum Braten essen, so wie wir Salat oder gebackenes Obst.

Unter andern haben sie für die Krebse eine besondere Vorliebe; sie haben selbst eigene Präsentiersteller für Krebse.

Vom Waschen halten sie nicht viel. Sie gehen, wie bei uns die Mönche, an eine Giesskanne, die in einer Ecke steht und bespritzen sich ein wenig mit Wasser.

Die meisten Leute haben nur hölzerne Teller, Töpfe, die aber so rein und blank, wie nur immer möglich, aussehen. Einige haben auch, ausser dem hölzernen Gerüste, etwas Zinn, das sie aber bei ihren Gastmählern erst auf die Tische herabholen, etwa, wenn man die Früchte zu essen anfängt, oder wenn sie kein hölzernes Gerüste mehr haben. Es ist aber nicht die Armut, die sie zum Gebrauch der hölzernen Gerüste gebracht hat, sondern bloss Gewohnheit. Denn unter diesen hölzernen Dingen setzen sie vortreffliche silberne Becher mit auf, und dazu noch in einer grossen Menge. Sie waschen und polieren alles, von ihren hölzernen Haushägerlein an bis auf den Fussboden herunter.

Ihre Betten sind so hoch aufgeschlagen, dass man gemeinschaftlich auf einer Leiter hinaufsteigen muss.

Ich habe es schon gesagt, dass die Schweizer vortreffliche Eisenerbeiter sind; man wird sich also nicht wundern, dass sich ihre Bratpfeisse von selbst herumdrücken, sei es wegen eines Triebwerkes oder wegen ihres Gewichtes. Unsere Uhren haben also vor diesen Bratpfeissen nichts voraus.

Sie bedienen sich auch ausserdem noch ihrer Kamine, in die sie viel Kienholz legen, um dadurch das Fleisch nach und nach zu räuchern, da sie nicht alles frisch essen wollen. Indessen bedienen sich dieser Windmaschine nur die Gastwirte in den grösseren Städten, z. B. in Baden. Da der Zug in den Kaminen immer gleich ist, so schicken sich auch diese vortrefflich zu diesen Windmaschinen. Wiedie unsrigen, sind diese Kamine, von Lothringen an, freilich nicht beschaffet; sie bauen ihren Herd mittin in die Küche und darüber das Kamin. Man sieht also wohl, dass er sehr gross sein muss, wie dann auch mancher sieben bis acht Fuss im Quadrat bis ganz oben ans Dach hat. Dies ist der Grund, warum der Wind in ihnen Schornsteine, ohne Rauch zu verursachen, sein kann, was in den unsrigen, der schmalen Röhren wegen, nicht angeht.

Drei bis vier Stunden, wenn es auch nur ganz mittelmässig zugeht, sitzen sie am Tische, sie essen also lange nicht so geschwind, wie wir, dafür schmeckt ihnen aber auch das Essen desto besser.

Den Pferden gibt man in der Schweiz in einem Mule gemeiniglich mehr Hafer, als sie den ganzen Tag über fressen können.“

Was Herr von Montaigne in Basel, Zürich und Schaffhausen vermisst hatte, fand er in Baden: die bequemen Separatzimmer. Der Ort, sagt Montaigne, ist nicht nur ungemein bequem angelegt und ein jeder hat nicht nur alle mögliche Erleichterung, die er wünscht, sondern die Zimmer selbst haben den grossen Vorteil, dass sie ganz voneinander getrennt liegen und ein jeder Badegast sein eigenes Zimmer hat, ohne dass er den andern zu hindern braucht. Es sind hier sogar gewisse besondere Kapellen und Bethäuser, wo eine Gesellschaft, sich versammeln und ihre Andacht halten kann.

Die schon von Montaigne erwähnten Serviettes müssen noch lange Zeit in Deutschland unbekannt gewesen sein, da das im Jahre 1674 gedruckte Reisebuch, „der Götterbote“, die aus Frankreich eingeführten Serviettes als eine in Basel vorkommende Merkwidrigkeit verzeichnet.

Ganz erhebliche Verbesserungen im Gasthofwesen traten im 17. Jahrhundert allmälig ein.

Der dreissigjährige Krieg, der auf Deutschlands Kultur so ungemein hemmend einwirkte, hatte in mehrfacher Beziehung anfänglich günstige Folgen für die Schweiz. Schaaresweise strömten die Flüchtlinge in die Schweiz, wo sie in vollster Sicherheit gastliche Aufnahme fanden. Die Preise der Lebensmittel und der Wohnungen stiegen enorm; die Wirtsen mussten ihre Fremdenzimmer vermehren. Neubauten von Stallungen wurden erforderlich, um die Pferde der Flüchtlinge und deren Wagen unterzubringen. Die Flüchtlinge brachten aber auch viele in Deutschland heimische Einrichtungen mit, wodurch die veralteten Institutionen der Schweiz nach und nach verdrängt wurden. Die grössere Zahl der Flüchtlinge gehörte den hablichen Ständen an, die an lustiges, sorgenfreies Leben gewöhnt waren. Glücklicherweise folgten sich damals viele fruchtbare Jahre nacheinander, so dass die Einheimischen wie die Fremden in der Schweiz sich recht wohl befanden, wenn auch der Krieg mehrmals die Schweiz heimzusuchen drohte.

Die Hauptverbesserungen, welche wir im Gasthofwesen des 17. Jahrhunderts zu verzeichnen haben, hängen auf's Innigste mit den politischen Ereignissen zusammen. Sie bewirkten eine Trennung der Speise- und Schlafzimmer nach den verschiedenen Ständen. Die freien Flüchtlinge mochten nicht mit einfachen Schweizern am gleichen Tische sitzen. Und der grosse schweizerische Bauernkrieg schuf eine so tiefe Kluft zwischen den Regenten und dem Volke, dass die Einführung eines Herren- und Bauern-Tisches fast als eine rettende That erschien. An die Stelle der grossen kaserneartigen Speise- und Schlafzäle traten die kleinen Separatzimmer, die sich auch viel leichter in geschmackvoller und bequemer Weise dekorierten. In den Wallfahrts- und Markttoren, wie in jenen Dörfern und kleinen Städten dagegen, die vom Kampfe der Parteien weniger berührt wurden, erhielten sich noch bis in's 18. Jahrhundert die alten Schlafräume mit der Legion von Betten.

Reinlichkeit und Behaglichkeit waren die beiden Hauptanforderungen, welche die deutschen und englischen Flüchtlinge des 17. Jahrhunderts an schweizerische Gasthöfe stellten.

So treffen wir denn seit dieser Zeit schon vor den Häusern jene Eisen, in den Gängen vor den Treppen und Zimmern Britten und Teppiche zum Reinigen der Schuhe. Im Wirtshaus für die Bauern und in den Schlafzälen für dieselben finden wir das zinnne oder irdene Giessfass, an welchem die gemeinsamen Waschungen vorgenommen werden; in den für die Herren reservierten Zimmern dagegen bürgert sich

Paraissant le Samedi

Abonnements:

Pour la Suisse:

12 mois Fr. 5.—

6 mois " 3.—

3 mois " 2.—

Pour l'Etranger:

12 mois Fr. 7.50

6 mois " 4.50

3 mois " 3.—

Les Sociétaires reçoivent l'organe gratuitement.

Annonces:

20 Cts. pour la petite ligne ou son espace.

Rabais en cas de répétition de la même annonce.

Les Sociétaires payent moitié prix.

das Waschbecken aus Zinn oder Porzellan ein. Statt der immensen Schlafstätte, in die sich je zwei Personen teilen mussten, kamen Einerbettstatten auf, entweder mit Matratzen oder Flaumdecken und Kissen und mit Gardinen versehen. Diese „Himmelbetten“ sind im 17. Jahrhundert noch so gross, dass sich der Gast nicht in die Gestalt eines Fragezeichens zu krümmen genötigt sieht.

An die Stelle der harten Bänke treten allmälig gepolsterte Stühle, mit Arm- und hohen Rücklehnern versehen, und Fusschemelchen für Damen.

Zündete man im 16. Jahrhundert noch allen Gästen resp. Leidensgenossen gemeinsam in's Bett, so erhielt jetzt jeder Fremde für sein Zimmer ein eigenes Licht.

Auch diese Privatzimmer waren zum Teil wenigstens heizbar. Kamine allerdings fehlten meist, dagegen verbreiteten stattliche Kachelöfen, geziert mit Malereien, eine behagliche Wärme.

Gerade im 17. Jahrhundert war die Keramik der Schweiz auf ihrem Höhepunkt angelangt. In Wirtshaus zum Kopf in Bülach sah man einen jener schönen Ofen von 1655, der sämtliche Schweizerschlachten mit je einem Lobsprüche auf einen eidgenössischen Ort darstellte.

Damals kamen auch mit den Kostbarkeiten der beiden Indien die Fayence-Teller auf, mit Ornamenten und Sprüchen bedeckt; gebrannte und glasierte Krüge aus Ton. Die Lebensweise wurde in jener Zeit nicht bloss auf Schüsseln dem Gaste in Erinnerung gebracht, sondern auch auf Messern.

Zur Aufstellung solcher Prunkstücke dienten die Buffets, die oft reiche Verzierungen aufwiesen.

Die einst so kahlen Wände der Gänge wurden mit Hirschköpfen geziert, an deren Gewebe die Gäste ihre Mäntel hängten. Fremde von Stande ließen in den Gängen zur Erinnerung an einen längeren Aufenthalt in einem Gasthofe ihre Wappen mit entsprechendem Motto malen.

In den Wirtshäusern kamen mehr und mehr auch Gemälde in Aufschwung, der Autor der Heutelia belobt zwar sehr diese zur Recreation der Gäste dienende Sitz, gibt aber auch zu verstehen, dass die Wirtse diese Auslage für Dekoration der Gastzimmer mit der Kreide wieder sehr gut einzubringen wussten.

Zu unserer Freude können wir konstatieren, dass fremde Reisende in der Regel ein recht freundliches Bild von dem Gasthofleben in der Schweiz während des 17. Jahrhunderts überliefert.

Weniger vorteilhaft ist das Bild, welches uns der Basler Jakob Bernoulli, der 1676 bis 1678 in Genf lebte, von der Stadt Calvins entwirft:

„Wirtshäuser hat es eine Quantität, so auch Anlass gibt zu dem debauschirten Leben so in Genf fügeht. Fast in jeder Gassen wird man drei, vier, fünf Schilt antreffen, mit dieser Beischrift: „etc. etc. bon logis.“

Wie die Franzosen überall Sitz seind, als halten sie die Stadt sehr unsauber; also dass wenn einer sonderlich durch die Allées geht, die Nasen aufzuheben, und des Nachts sich befürchten muss, er werde von oben ab getaut werden. Der Bise haben sie es zu verdanken, dass sie verhindert, dass die Luft nicht infizirt wird. An gutem Wasser haben sie grossen Mangel. Haben nur drei laufende Brunnen; bedienen sich desshalb der Rhone; ist ein unlustig Trinken, wegen retroactis publics, die hin und wieder auf der Rhone gefunden werden, dahn Männer und Weiber im Fall der Not sich verfügen, welches sie heissen auf die Rhone gehen. Ob einem nicht unterweilen in den Trank einige Brocken zu Teil werden, kann man wohl erachten. Ich für meinen Teil hab mich des Weins beholfen, so nicht uneben schmeckt. Die gemeinen Häuser sind mehr auf die Komlichkeit als zur Zierlichkeit gebauen. Es geht ein gemeiner steinerner Schnecken von unten bis zu oberst in das Haus. Dieser Schnecken gebrauchen sich unterweilen 12 oder 15 Haushaltungen, deren etwa 3 oder 4 auf einem Etage wohnen. Sonsten geht es süßlich darin her. Da weiss man nichts von Büffeten, von Gemüßen, von Lustställen, von Leuchtern, von Brittleien unten an den Treppen, die Schuh abzuwischen. An dem Tisch darf man wohl die abgängten Bein über die Achseln mitten in die Stuben werfen. Sonsten gebraucht man insgemein hier wie auch in ganz Frankreich, keiner Oefen. Man wärmt sich bei dem Küchenfeuer, dass einen vorn die Füsse braten, indem hinten der Rücken vor Frost gestabt. Die Wänd seind nit getäfelt, sondern zeigen entweder die blossen Mauren, oder seind tapaziert. Man hat keine Federbetten, sondern blosse Madrazen.“

Mit dem grossen Basler Mathematiker stimmt auch der Engländer John Evelyn überein, der Genf, Edinburg und Lissabon als jene Städte nennt, die in ganz Europa durch Unreinlichkeit sich am meisten auszeichnen. Erst im 18. Jahrhundert trat in Genf der Umschwung ein, der im 19. Jahrhundert rapid verlief, so dass Genf an äusserer Pracht und an Bequemlichkeit bald alle Städte der Schweiz übertraf. Der weite Genfersee, auf dem im 18. Jahrhundert selten nur ein Segelschiff zu sehen war, wesswegen ihn noch Kaiser Joseph II. „un désert aquatique“, ein todes Meer nannte, ist jetzt einer der belebtesten aller Schweizerseen. Schon der Franzose Missot, der 1688 aus Italien nach Genf kam, bemerkte, die Stadt Genf ist weder gross noch schön, aber dem ungeachtet ein allerliebster Ort, so dass einem Fremden, der sich längere Zeit in Genf aufgehalten, der Abschied nicht leicht wird.

Noch in Missot's Tagen war es auch im kleinsten Schweizerstädtchen Sitten, den vornehmen Reisenden Wein zu schenken; allen Reisenden hielt man dabei die ganz gleiche Rede, nur legte man den Titel Excellenz, nicht wie heute noch in Italien, nur denen bei, welchen er zukam. Missot gibt den Reisenden den Rat, bei Leibe nicht über diese Rede zu lachen, sondern ernsthaft und sauer drein zu sehen und dem Redner ein schönes Trinkgeld zu verabfolgen. In St. Gallen dagegen schenkte man vornehmen Reisenden, wie z. B. 1628 dem Grafen Egon von Fürstenberg, ausser Wein auch noch Hafer und Leinwand. Mehrere Räte schwei-

zerischer Städte hielten übrigens, um vornehme Fremde mit gutem Wein bewirten zu können, eigene Schenken und Ratskeller, die dem Namen nach zum Teil fortexistieren, wie der Rathauskeller von Bern, der „Elsasser“ in Zürich etc.

Diese Geschenke an fremde Reisende reichen in der Schweiz nachweisbar schon in's 14. Jahrhundert zurück und hatten Gegengeschenke zur Folge, für welche in ältern Schriften der Ausdruck „Letzegeld“, Verehrgeld, später Trank- oder Trinkgeld vorkommt. In der Schweiz wurde das Trinkgeldwesen niemals gesetzlich geregelt, wie z. B. 1748 durch das Wirtschaftsgesetz in Braunschweig. Ausgedehnt wurde das Trinkgeldwesen besonders durch die Geipckivisitationen, die aus fiskalischen Gründen eingeführt wurden, dann namentlich durch die sanitären Untersuchungen, die seit der Pestzeit obligatorische Kraft erhielten.

(Fortsetzung folgt.)



Baden. Die Gesamtzahl der Kurgäste betrug am 21. Juni 1847.

St. Moritz. Das neue Hotel Stahlbad erhielt eine hydrotherapeutische Einrichtung.

Wengen. Herr Ulrich Linder hat sein Hotel Silberhorn an Fräulein Schütz verkauft.

Budapest. Das Hotel König von England ging aus dem Besitz des Herrn Josef Marchal in den des Herrn Eduard Palkowicz über.

Feldafing a. Starnbergersee. Das Hotel Strauch ging für 460,000 Mark von Herrn M. Strauch in den Besitz des Herrn Zwicky von München über.

Luzern. Vom 1. Mai bis 15. Juni sind in den hiesigen Gasthäusern 13,200 Freunde abgestiegen, 1000 mehr als in der gleichen Periode des Vorjahrs.

München. Das Hotel zum Englischen Hof wurde von Herrn Hans Brunner, früher Eigentümer des Café Lohengrin, gekauft.

Müren. Herr Haubensack, früherer Besitzer des Hotel Hirschen in Zug hat das Hotel Jungfraublick künftig erworben.

Sils (Engadin). Eine zweckmässige Einrichtung hat das Hotel Alpenpfeil getroffen, indem ein direkter Zugang von der Strasse in den zweiten Stock geschaffen wurde.

Villars s. Ollon. Das Grand Hotel hat nunmehr einen Lift sowie elektrisches Licht erhalten. Die Wiedereröffnung ist auf den 1. Juli festgesetzt.

In Zandvoort (Holland) soll ein Hotel mit 200 Fremdenzimmern und Salons erbaut und im Mai nächsten Jahres dem Verkehr übergeben werden.

Faulensee. Die Gemeinde thut Schritte, um eine Haltestation der Thunersee zu erhalten. Diese käme auch dem Badetabellissemente, wie den Gemeinden Aeschi und Krattigen zu gut.

St. Gallen. Laut „St. Galler Tagblatt“ soll das Hotel Hecht von seinem derzeitigen Besitzer Herrn Humberl um die Summe von Fr. 660,000 am Herrn Merian, früher Besitzer des „Schweizerhof“ in Basel, verkauft werden sein.

St. Moritz-Bad. Das Hotel „Victoria“ hat sein Vestibül vergrössert und zu einem glänzenden Raum ausgestattet. Auch die Südseite hat durch den Umbau eine bedeutende Umgestaltung zu ihrem Vorteil erfahren.

Thun. Die Direktionen der Hotels Thunerhof und Bellevue, Aktiengesellschaft, liegen in den Händen der Herren M. Peter für das Grand Hotel Thunerhof und P. Schlenker für das Hotel Bellevue.

Für Hotelbesitzer. Eine Kabinettsordre an den preussischen Minister des Innern bestimmt, dass Hotels, Lokale etc. nicht ohne vorherige Genehmigung den Namen eines preussischen Herrschers annehmen dürfen. Die Polizei soll in Zukunft verhindern, dass derartigen Unternehmungen nach Belieben die Namen preussischer Herrscher zugelegt werden.

Interlaken. Im Laufe letzten Winters ist der rechte Flügel des Hotel Jungfrau angebaut worden. Derselbe enthält ein grosses künstlerisch ausgestattetes Restaurant mit Grillroom. Das Hotel erhält durch diesen Anbau ca. 50 Betten mehr, so dass die Bettenzahl der zusammengehörenden Hotels Victoria und Jungfrau nunmehr auf 750 steigt.

Davos. Amtliche Fremdenstatistik. In Davos anwesende Kurgäste vom 5. Juni bis 11. Juni 1897: Deutsche 324, Engländer 242, Schweizer 189, Holländer 34, Franzosen 29, Belgier 10, Russen 20, Österreicher 23, Amerikaner 32, Portugiesen, Spanier, Italiener, Griechen 12, Dänen, Schweden, Norweger 10, Angehörige anderer Nationalitäten 5. Total 930; darunter waren 136 Passanten.

Triberg. Zur Richtigstellung der durch verschiedene Blätter gegangenen Meldung, Herr Burkhard vom Hotel Metropole in Genf habe das Hotel Löwen und National gekauft, wird uns mitgeteilt, dass dessen Bruder, Herr Ambr. Burkhard, weiter mehrere Jahre in ersterem in Genf mithilfth. war, Käufer des hiesigen obengenannten Etablissements ist. Das Hotel Metropole bleibt wie bisher in unveränderter Weise unter der persönlichen Leitung des Herrn D. Burkhard.

Recht gut eingerichtete Hotels soll es auch im römischen Weltreich geben haben, und somit wäre also die Meinung irrtümlich, die alten seien bei Reisen lediglich auf ihre Gastfreunde angewiesen gewesen. Lange vor Christi Geburt gab es schon Herbergen, wo man gegen Entgelt Unterkunft und Beköstigung fand. Anfangs waren diese wohl recht primitiv; doch schon im ersten Jahrhundert schwerlich so grundscheit, wie Plinius behauptet; sonst hätte der alles bekräftigende Spätter Horaz der auf seiner Fahrt nach Brundisium mehrmals in Gasthäusern einkehrte, sich in wesentlich schärferen Wendungen darüber geäußert. Auch wird berichtet, dass sogar der Kaiser Vitellius, der zwar keine sehr exclusive Natur, aber doch immerhin Kaiser war, ganz gewöhnliche Wirtshäuser zum Übernachten benutzte. Es sei noch bemerk, dass die altrömischen Gasthäuser, just wie die unseren, häufig nach Tieren benannt waren. Der „Schwarze Walfisch zu Askanon“ mit seinen ziegelsteinschleppenden Kellnern berührt uns kaum noch als Anachronismus, wenn wir den pompejanischen „Elephanten“ oder den „Hahn“ zu Narbo kennen gelernt haben. Wenn die altrömischen Durchschnittsgasthäuser an die berühmten spanischen Fondas und Posadas erinnern,

wo ein verwöhnter Geschmack vieles zu tadeln findet, so verhält sich dies wesentlich anders mit den grossartigen Posthotels, die unter den Kaisern nach und nach an allen Heerstrassen errichtet wurden. Hier logierte man hervorragend gut und ward ebenso trefflich bewirtet. Schon Augustus hatte an den Chausseen, die bekanntlich in muster-gültiger Ausführung das ganze Weltreich durchschnitten, sogenannte Stationen errichtet, die zur Vermittlung des Postverkehrs dienten. Hier standen jederzeit Kutschen für die Weiterbeförderung bereit. Diese Stationen wurden allmälig vergrössert und ausgebaut. Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts finden wir überall – je eine Tage-reise von einander entfernt – sogenannte Mansions, das heißt richtige Posthotels mit wohleingerichteten Zimmern, Bädern, Restaurants und Stallungen. Und ähnlich wie auf unserer modernen Bahnhöfen, so gab es auch in den Mansions Räume, die nur für den Kaiser und seine Familie bestimmt waren: sogenannte Palatia. Leider hatte dies Institut einen sehr grossen Fehler: es durfte nicht von dem grossen Publikum, sondern lediglich von den Staatsbeamten benutzt werden. Diese aber verkehrten hier gratis. Zu ihrer Legitimierung führten sie sogenannte Diplome – Pässe – mit sich, die „im Namen des Kaisers“ bis in das Einzelne angaben, wie der Gast zu verpflegen und zu behandeln war, insbesondere auch, wie viel Gänge seine Mahlzeit umfassen, welchen Wein man ihm vorsetzen und wie viel Pferde man ihm bei der Weiterfahrt überlassen sollte. Die Pässe waren, wie unsere modernen Rundreisebills nicht übertragbar; ihr Verkauf war mit Strafe bedroht. Privatleute konnten derartige Postdiplome nur durch Erkauftung der ausstellenden kaiserlichen Beamten erlangen. Mit diesen Bestechungen ist namentlich in der späteren Kaiserzeit viel Missbrauch getrieben worden. Selbst das Institut incogniti reisender Controleurs konnte dem Uebel nicht abhelfen, denn auch sie liessen gegen baar mit sich reden.



Meiringen. Mit dem Bau der Drahtseilbahn zu den Reichenbachfällen ist dieser Tage begonnen worden.

Pilatus-Bahn. Januar bis Mai 1897 wurden befördert 1906 Personen gegen 1341 im Vorjahr.

Lauterbrunnen-Müren-Bahn. Dieses Unternehmen erzielt für den diesjährigen regnerischen Monat Mai eine Totaleinnahme von nur Fr. 4750 gegen Fr. 8070 im Vorjahr.

Vitznau-Rigibahn. Diese Bahn beförderte im Mai 553 Personen (1896: 5391) und nahm dafür ein Fr. 23,908.65 (Fr. 23,389.08).

Rhätische Bahn. Die Rhätische Bahn verzeichnet für den Monat Mai einen Einnahmentuberschuss von Fr. 42,569 gegen Fr. 42,374 im Monat April dieses Jahres und Fr. 25,838 im Mai des Vorjahrs.

Uri. Mit dem 15. ds. ist die neu erstellte Telegraphenlinie Andermatt-Distans sowie das Telegraphenbureau im Hotel Oberalpsee auf der Oberalp dem öffentlichen Verkehr übergeben worden.

Visp-Zermatt-Bahn. Der Verwaltungsrat der Gesellschaft dieses Unternehmens (Aktienkapital 2,5 Millionen Franken) beantragt für 1896 4,5% Dividende gegen 4% im Vorjahr.

Wengernalpbahn. Die Wengernalpbahn verzeichnet für den Monat Mai aus dem Personenverkehr eine Einnahme von Fr. 6432 (1895: Fr. 4427, 1896 Betrieb im Mai noch nicht eröffnet).

Laut „Allg. Verkehrsztg.“ werden Büffetwagen Basel-Köln vom 1. Juli ds. J. als in den durchgehenden Schnellzügen Basel-Köln über Karlsruhe eingerichtet. Die Oekonomie dieser Büffetwagen ruht zu einem Teil in den bewährten Händen des Herrn Müller, langjähriger Inhaber der Restauration im Badischen Bahnhof, Basel, zum andern Teil in den Händen der „Holländischen Büffetgesellschaft“ in Amsterdam, mit welch letzterer Herr Müller den bezüglichen Vertrag abgeschlossen hat.

Eine der interessantesten Schmalspurbahnen der Welt ist wohl diejenige zwischen Siliguri und Darjeeling in Indien. Obwohl diese Linie nur 75 englische Meilen lang ist, so steigt dieselbe doch weniger als 7000 Fuss. Die Spurweite beträgt zwei Fuss und wird der Verkehr durch kleine Lokomotiven im Gewicht von 12 Tonnen vermittelt, welche einschliesslich des Eigengewichtes eine Last von 39 Tonnen bei einer Durchschnittssteigung von 1:25 schleppen können. Die Baukosten dieser Linie betragen pro englische Meile 74,200 Mk., also insgesamt 5,565,000 Mk., ein Kapital, welches ausser den üblichen Abschreibungen immer noch 10 Prozent jährliche Dividende gibt.

Verantwortliche Redaktion: Otto Amsler-Aubert.

Hiezu eine Beilage.

Vereinsmitgliedern erteilt über nachstehenden Angestellten auf Verlangen gerne Auskunft
Das officielle Centralbureau.

Sur demande, le bureau soussigné fournit aux Sociétaires des renseignements sur l'employé ci-après dénommé.

Bureau central officiel.

Geschlechtsname Nom	Vorname Prénom	Heimat Originaire de	Beruf Profession	Geb. Né	No.
Kraneis	Walter	Braunschweig	Kellner Sommelier	1879	17-30

Hotel-Addressbuch

der Schweiz.

Herausgegeben vom Schweizer Hotelier-Verein.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe

Zum Preise von 5 Fr. (Vereinsmitglieder Fr. 3.50) zu beziehen durch das Offizielle Central-Bureau des Schweizer Hotelier-Vereins, Basel. — Ausland: Gegen Einsendung von Fr. 5.50 franko.